

Predigt am 3. Sonntag nach Epiphania

23. Januar 2022

Hospitalkirche Stuttgart

Predigttext: Matthäus 8,5-13

*5 Als aber Jesus nach Kapernaum hineinging, trat ein Hauptmann zu ihm; der bat ihn
6 und sprach: Herr, mein Sohn liegt zu Hause und ist gelähmt und leidet große Qualen.
7 Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen.
8 Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach
gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Sohn gesund.
9 Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit untertan, und habe Soldaten unter mir; und
wenn ich zu einem sage: Geh hin!, so geht er; und zu einem andern: Komm her!, so kommt er;
und zu meinem Knecht: Tu das!, so tut er's.
10 Als das Jesus hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich,
ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden!
11 Aber ich sage euch: Viele werden kommen von Osten und von Westen und mit Abraham
und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen;
12 aber die Kinder des Reichs werden hinausgestoßen in die Finsternis; da wird sein Heulen
und Zähneklappern.
13 Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und
sein Sohn wurde gesund zu derselben Stunde.*

Liebe Gemeinde,

*In einem Haus, auf feinem Tannenreiser,
sitzen ein Bettelmann und ein Kaiser.*

*Beide summen und lachen und trinken
und reden laut und leise und winken.*

*Ein volles Jahr rollt über das Dach.
Ein volles Jahr rollt über das Dach.*

Eine Anti-Ballade, ein Anti-Tanzlied, hatte die Essenerin Brigitte Kronauer diese kleinen Verse des Vaganten und Bettelmannes Jesse Thoor – mit bürgerlichem Namen Karl Peter Höfler - genannt, der - inspiriert von Jesus von Nazareth - nicht als Wanderprediger, aber doch als Wander-Dichter durch die dreißiger und vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts zog und sich rieb an den Aufmärschen und diktatorischen Gebärden und am Totalitarismus seiner Zeit.

*In einem Haus, auf feinem Tannenreiser,
sitzen ein Bettelmann und ein Kaiser.*

*Beide summen und lachen und trinken
und reden laut und leise und winken.*

*Ein volles Jahr rollt über das Dach.
Ein volles Jahr rollt über das Dach.*

Es ist fast wie ein Kindergedicht, ein Kinderlied: Ein Kaiser und ein Bettler. Und der Standesunterschied ist aufgehoben. Und sie sitzen nicht auf Mahagonimöbeln und bewegen sich nicht auf edlem Marmor; sie sitzen beieinander auf feinem Tannenreisig, sitzen unter dem weiten Dach des Himmels und sie vergessen ihre Berufe und ihre Standesunterschiede und ihren Besitz und Zeit und Raum – ein volles Jahr rollt über das Dach. Sie summen und lachen und trinken und sind für einen zeitlosen Augenblick freie Menschen; der Kaiser losgelöst von der Bürde seines Amtes. Der Bettler endlich in der Würde, die ihm gebührt. Und sie reden laut und manchmal flüstern sie - und sogar ihr Gestus, ihre Arme und Hände, sind selbstvergessen winkend in Bewegung und zeigen etwas von dem Glück, dass ihnen zuteilwird.

Der Hauptmann von Kapernaum: Vielleicht kennen wir diese Geschichte auch als Kindergeschichte. Diese Begegnung zwischen Jesus und einem römischen Zenturio wird gerne den Kleinen erzählt. Vielleicht weil auch sie eine Anti-Geschichte ist zu den mächtigen Dramen von Macht und Gewalt, von Unterdrückung und Unfreiheit, wie wir sie auch in diesen Tagen weit über unsere Erde hin sehen und hören. Mächtige, die mit der Angst der anderen spielen. Größenwahnsinnige, die die Würde von Menschen und den Frieden in Grund und Boden zu treten suchen.

Wer die Geschichte, die uns bei Matthäus erzählt ist, mit unbefangenen Augen liest und mit offenen Ohren hört, wird bemerken, dass hier eine merkwürdige Spannung vorhanden ist. Es gibt eine große Dringlichkeit, die in der Luft liegt: das Kind dieses römischen Soldaten liegt krank. Manche Übersetzungen lesen auch: der Knecht dieses Hauptmanns liegt krank. Im Griechischen steht das Wort "Pais", was beides bedeuten kann: Sohn und Knecht.

Letztlich ist es egal, denn im Vordergrund steht die Not des Erkrankten: „Mein Sohn ist Zuhause wie ein Gelähmter niedergeworfen und auf furchtbare Art und Weise geplagt“ - so könnte man übersetzen. Im Vordergrund stehen der Wunsch und die Hoffnung dieses Militärs, dass Jesus das spürt und sieht und wahrnimmt. Und Jesus sagt auch gleich seine Unterstützung und Hilfe zu: „Ich will kommen und ihn gesund machen!“ - vielleicht sogar: „Meine Mission ist es, ihn gesund zu machen“. „Es ist mein Auftrag. Darum bin ich da.“ Auch diese Übersetzung ist möglich.

Aber dann kommen diese Beiden ins Reden. Und irgendwie verschwindet das Drängende. Und Jesus wendet sich zu allem Überfluss an seine Jüngerinnen und Jünger, die mit ihm unterwegs sind. Und die Zeit scheint vergessen. ‚Ein volles Jahr rollt über das Dach‘. Und dann lesen wir von Jesu Staunen über den Glauben des Zenturio: „So einen Glauben habe ich noch bei keinem Menschen in Israel gefunden!“ Noch bei keinem!

Und dann wird noch der Zeigefinger erhoben und den anderen mit dem jüngsten Tag gedroht und mit ewiger Finsternis und mit der Aufkündigung der Tischgemeinschaft im Himmelreich.

Und erst ganz am Ende, am Ende – fast wie ein Nachklapp - geschieht dann das Wunder und die Heilung. „Geh hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Sohn wurde gesund zu derselben Stunde.“ So diese Wunder- und Heilungsgeschichte bei Matthäus.

Was geschieht hier eigentlich? Und was wird uns erzählt?

Liebe Gemeinde,
im Matthäusevangelium steht diese Erzählung wenige Verse nach der Heilung eines Aussätzigen und ganz besonders nach der großen Bergpredigt Jesu, jenem Manifest eines couragierten, auf Gott vertrauenden, befreiten, verheißungsvollen Lebens in der Nachfolge Jesu. Und dann folgen nicht weniger als sieben Heilungsgeschichten, unter denen die Stillung des Sturms, die Berufung des Matthäus und die Bemerkungen zum Fasten nur wie erläuternde Kommentare erscheinen.

Und nun, in dieser Heilungserzählung, hier, kommt ein Vertreter der römischen Staatsmacht zu Jesus. Nicht der Kaiser. Aber alles andere als ein Bettelmann. Und er sagt es auch mit offenen Worten: „Ich bin zwar ein Mensch, der Obrigkeit untertan, aber ich habe Soldaten unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh hin!, so geht er; und zu einem andern: Komm her!, so kommt er; und zu meinem Knecht: Tu das!, so tut er's.“

Ich besitze Souveränität. Und ich habe Macht. Und ich kann entscheiden. Und ich bin handlungsfähig. Und ich bin alles andere als ein Opfer in dieser Welt. Hannah Arendt hat das in ihren Überlegungen zur Freiheit schön beschrieben: ob wir wollen oder nicht, wir leben einerseits in Zwängen und Hierarchien. Immer gibt es eine oder einen über uns und andere unter uns. Darin ist die Äußerung des Zenturios sehr realistisch. Wir leben in Zwängen in unserem Gemeinwesen, im Staat. Und das spüren wir in diesen Tagen deutlich, wenn es um die Gesundheitsfürsorge geht oder um unsere Sicherheit. Und wir leben auch in Zwängen in unseren Haushalten. Im Alltag. In den Besorgungen, die nötig sind. Aber dazwischen gibt es einen Raum, dazwischen gibt es Räume, die uns immer wieder in die Freiheit rufen; die uns dazu rufen, Menschen zu sein – in die Freiheit zum Menschsein. In eine Souveränität, die auch nach dem Evangelium zu uns allen gehört. Wesensmäßig. Wir sind Bürgerinnen und Bürger zweier Welten. Und wir sind nicht nur die Gefangenen unserer Geschehnisse und unseres Schicksals.

Und hier, hier stehen einander zwei souveräne Persönlichkeiten gegenüber. Das ist der eigentliche Rahmen dieser schönen Erzählung. Da ist der Hauptmann, der aus eigenem Antrieb und aus Fürsorge zu Jesus kommt. Er müsste das nicht tun. Er hat Befehlsgewalt. Er könnte seine Macht ausspielen und benutzen. Wenige Verse zuvor in der Bergpredigt wird das auch gedanklich durchgespielt: wenn einer dich nötigt eine Meile mit ihm zu gehen, dann geht zwei mit ihm, lehrt Jesus. Und dieser eine war in der Regel ein römischer Soldat, der einen jüdischen Bürger nötigen konnte, sein Gepäck eine Meile zu tragen. Und das ist nur ein Sinnbild der Fron, die den Menschen damals auferlegt war. Aber dieser Zenturio verzichtet. Er zwingt Jesus nicht, weil er von vorneherein weiß, dass er ihn zu dem, was er will, nicht zwingen kann.

Und daneben ist Jesus selber. Schon ganz in den Anfängen dieses Evangeliums wird klar, dass Jesus sich nicht zwingen lässt. Als ihn der Teufel in die Wüste führt und versucht und ihm Macht über alle Herrschaftsbereiche dieser Welt anbietet, verzichtet er. Er besitzt die Souveränität und die Freiheit und vor allem den Glauben an seinen himmlischen Vater, diese hybride Macht nicht auszuüben, nicht zu missbrauchen. Und das wird er auch nicht tun auf seinem ganzen Weg hinauf nach Jerusalem. Und der wird genau darin mächtig und stark bleiben und eine beeindruckende Autorität haben. Und die Menschen werden etwas spüren

von seiner Macht und werden ihm nachfolgen. Und es wird auch zum Konflikt kommen mit der weltlichen Macht. Und am Ende wird Jesus umgebracht. Aber das ist nicht das Ende, hören wir. Am Ende des Matthäusevangeliums wird dieses große Wort stehen, dass wir über jedem getauften Menschen lesen und aussprechen – „Christus spricht: Mir ist gegeben alle Vollmacht im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Schülerinnen und Schülern alle Völker und lehret sie halten alles, was ich euch gelehrt habe.“

Und auf der anderen Seite, liebe Gemeinde, eben, haben wir diesen anderen „Souveränen“ und „Freien“ und „Mächtigen“, den Hauptmann von Kapernaum. Er steht in den biblischen Erzählungen keineswegs allein da. Im Gegenteil: er hat Zwillinge, er hat Spiegelbilder. Es gibt eine ganze Reihe von solchen Souveränen, die selbstbewusst und selbstbestimmt hineingehen in die Geschichte Gottes mit den Menschen. Das sind keine Könige. Selten. Aber oft als Obere in den Diensten eines Herrschers unterwegs.

Das ist der Hauptmann Naaman, der Syrer aus dem zweiten Buch der Könige, der im Auftrag des Königs Ben Hadad unterwegs ist, und der für seinen König bei dem Propheten Elisa anklopft und um Heilung bittet – wie der Hauptmann von Kapernaum. Oder da ist in der Apostelgeschichte jener wunderbare Kämmerer aus Äthiopien, ebenfalls ein Oberer, der beschließt, sich taufen zu lassen.

Immer wieder begegnen wir Frauen und Männern, in deren Charakteren wir eine Souveränität und eine Freiheit spüren, die sie mutig macht, hineinzugehen in den Raum des Glaubens und des Hoffens. Frauen und Männer, die sich auf den Weg machen, um das Unmögliche zu erbitten. Die in ihrer Souveränität ganz im Vertrauen sind. Keine Angst besetzten Griesgrame.

Diese beiden, Jesus und der Hauptmann, begegnen einander heute Morgen. Als zwei souveräne Gegenüber. Und es ist nicht umsonst gesagt, dass Jesus staunte über den Glauben und über das Vertrauen, das dieser Mann hat. Da ist nichts aus der Angst Geborenes. Es ist eine Entscheidung dieses römischen Soldaten, sich aus Liebe zu seinem Kind oder Knecht aufzumachen ins Unbekannte. Er weiß, dass er in Jesus ein fundamental freies und souveränes Gegenüber hat.

Das ist ja ein zentrales Wesensmerkmal des Glaubens selber: nicht aus Angst, nicht aus innerem Druck oder nicht, weil es uns irgendwelche Gesetze vorschreiben, hineinzugehen in jenen Bereich, in dem Gott selber wirken kann; in dem das Wunder möglich ist.

*In einem Haus, auf feinem Tannenreiser,
sitzen ein Bettelmann und ein Kaiser.*

*Beide summen und lachen und trinken
und reden laut und leise und winken.*

Liebe Gemeinde,
jeder Glaube ist ein souveräner Schritt ins Risiko, ins Mögliche, manchmal auch ins Unmögliche. In die Möglichkeiten meines Lebens mit Gott oder Gottes mit meinem Leben. Und das wird heute Morgen erzählt: auch als eine Erinnerung an unsere Freiheiten und als eine Befreiung von unseren großen und kleinen Verängstigungen.

Und jeder Schritt hinein in den Glauben und ins Vertrauen – auch in menschlicher Hinsicht - jeder dieser Schritte ins Unbekannte ist auch ein Schritt hinein in unsere Menschlichkeit mit allen Größen und Kleinheiten, - unsere Menschlichkeit, die wir so leicht verlieren oder ummauern mit Schützengräben oder Befestigungen aller Art.

Wir machen uns verletzlich, wenn wir so herausgehen. Wir öffnen unsere Panzer. Wir legen unsere Waffen ab. Wir zeigen uns als die, die wir sind. Der Hauptmann aus dem Städtchen Kapernaum macht das - und genau darin ist er uns ein starkes, ein ermutigendes und zweifellos ein souveränes Gegenüber und vielleicht auch ein Vorbild. Und auf jeden Fall ein Teil der Gemeinschaft der freien Christenmenschen, in die uns Jesus durch alle Zeiten hindurch ruft.

Und dann sind da auch die anderen. Und auch das ist eine Option. Auch das ist eine Möglichkeit, dass wir uns verschließen, dass wir an etwas festhalten wollen, was uns Halt zu geben scheint. Und wir spüren hier, am Ende dieses Textes, noch jenen großen Konflikt, diese dramatische Spannung, die sich zwischen den jungen christlichen Gemeinden und den jüdischen Synagogalgemeinden entwickelt hat. Und wir müssen sehr vorsichtig sein, dass wir diese letzten Verse unseres Predigttextes nicht als antijüdische Polemik lesen - im Gegenteil: Hier wird aus dem Propheten Jesaja zitiert, der seinerseits Jahrhunderte schon zuvor die Horizonte geöffnet hat hinein in die Völkerwelt, in der Gott gleichermaßen am Wirken ist.

Liebe Gemeinde,
es geht hier nicht darum, Angst zu verbreiten, sondern um die spirituelle Frage nach unserem Vertrauen in Gott: Wie couragiert ist Dein Glaube?

Vielleicht hilft das, diese harten Sätze etwas zu relativieren: Es gibt von Abraham a Sancta Clara, diesem strengen barocken Missionsprediger in der Augustiner Tradition, eine berühmte Predigt, in der er die Schrecken der Höllenstrafen in den schauerlichsten Farben beschreibt und mit eben diesen Worten schließt: „Da wird sein Heulen und Zähneklappern unter jenen, die nicht wohlgetan haben auf Erden“. Einer aus der Menge soll ihm entgegengerufen haben: „Ich habe schon lange keine Zähne mehr“. Worauf der Prediger zurückgedonnert haben soll: „Verlassen Sie sich darauf: Für Zähne wird gesorgt!“

Ich denke, wir werden sehen, oder?

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Pfarrer Eberhard Schwarz